



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goldschmidt, Richard: Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg. 4 :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit dem unangenehm übermächtigen Deutschland käme, nicht bloß papierne Schuhsohlen, feuchte Patronen und nicht explodirende Granaten senden, nein, es würde wirklich seine Kanalflotte mobil machen und in der Nähe von Kiel kreuzen lassen. Das war doch nicht zu verachten! Darüber, über den Vogesen, über der verletzenden Rücksichtslosigkeit, mit der Freund Rußland auf Frankreichs wahre Interessen hinwies, über den geschickt aufgeputzten Brocken, die ihm England hinwarf, vergißt Frankreich sein erstes und größtes Interesse: die Beherrschung des Mittelmeers. Es braucht einen Blücher, der ihm sagt:

Wo steht der Feind? — Der Feind? dahier. —
Den Finger drauf, den schlagen wir.

Der Feind steht aber in Ägypten und auf Kreta, nicht hinter den Vogesen.

Deutschland kann in seinem eignen Interesse nur auf Rußlands Seite sein. Seitdem England mit komischem Staunen herausgefunden hat, daß es unsre Politik nicht für sich „eingespinnen“ hat, ist es sehr zornig geworden, und da dergleichen Gemütsstimmungen leicht alle Klugheit vergessen machen, hat es seine Karten uns gegenüber mit etwas brutaler Deutlichkeit aufgedeckt. Wir spielen jedoch ruhig weiter, denn wir wissen, daß unsre und der andern Gegenspieler Karten stark genug sind, seiner Weltmachtspolitik ein Halt zu gebieten. Ein solches Halt kann aber dem gährenden Reiche verhängnisvoll werden.

So erscheint dem Laienauge von Kreta aus, von den Höhen, die die Sudabai umziehen, als der Kernpunkt der ganzen orientalischen Frage die großartige, kühne und gefährliche Politik Englands, das nicht nur um den Weg nach Indien, sondern um seine Existenz kämpft. Die „Ochtmacht der Mächte“ aber ist eine Zeitungssphraze, die keinen Laien irre machen sollte.



Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg

Von Richard Goldschmidt

4

(Schluß)



er intelligible Charakter ist wie „das Ding an sich“ ein wesensloser Schein, ein Nichts, mit dem nichts anzufangen ist. Was nützt es auch, wenn wir weder in unsern Handlungen, noch in unserm empirischen Charakter frei sind, auf einen „Charakter an sich“ zurückzugehen, der frei sein soll? Es ist nicht nötig, eigentlich nicht einmal zulässig, mit dem außerhalb der Erfahrung liegenden

intelligibeln Charakter irgendeine Vorstellung zu verbinden. Das kann aber nicht befriedigen, solche völlige Anschauungslosigkeit ist noch viel unverständlicher als eine logisch unerklärliche unmittelbare Anschauung. Schopenhauer hat deshalb auch den intelligibeln Charakter zu verdeutlichen gesucht. Nach ihm ist der Verbrecher durch den „empirischen Charakter“ berechenbar und deshalb für seine That nicht verantwortlich; aber dafür soll er verantwortlich sein, daß sich sein empirischer Charakter zu einem verbrecherischen entwickelt hat, da er ihn bei der Freiheit seines intelligibeln Charakters anders hätte gestalten können. Bei dieser Theorie wird man zu der Frage gedrängt, ob denn der intelligible Charakter angeboren oder eine freie Willensthat des Menschen sei. Verantwortlich kann man doch für seinen intelligibeln Charakter nur dann sein, wenn er, der den empirischen Charakter bestimmt, wenigstens selbst auf einer freien Willensthat beruht. Deshalb bekennt sich auch Schopenhauer zu der Lehre, daß der intelligible Charakter sich selbst bestimme, und nennt ihn *causa sui*. Schopenhauer ist dadurch mit andern Worten und unter Verschleierungen zu dem Problem zurückgekehrt, von dem der gesunde Menschenverstand von Anfang an ausgeht. Merkwürdig und unbegreiflich bleibt dabei noch immer, daß wir auf unsern empirischen Charakter nur, wie er sich entwickelt hat, nicht aber wie er sich immerfort weiter entwickelt und sich im Einzelfalle erweist, einen zurechenbaren Einfluß haben sollen. Von der unmittelbaren Anschauung der Willensfreiheit kann sich, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, nur die mechanische Weltanschauung des Materialismus losmachen.

Auf dem letzten kriminalanthropologischen Kongreß in Genf Ende September 1896 wurde denn auch mit Begeisterung die Lehre verfochten, die den Verbrecher als unglückliches, krankes Geschöpf hinstellt, das durch Zusammenwirken seiner angeborenen Veranlagung und bedauerlicher äußerer Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit in die Bahn des Lasters gedrängt worden ist. Denen, die wenigstens ein bescheidnes Maß der Verantwortlichkeit des Verbrechers erhalten wissen wollten, wurde mit großem Geschick entgegnet, daß die Menschheit früher auch die Irren, als vom Teufel besessen, grausam behandelt habe, die unentwickelte Menschheit fühle eben eine Befriedigung darin, jedes Unglück auf ein Verschulden zurückzuführen, während es dem menschlichen Fortschritt vorbehalten sei, in jeder anscheinenden Verschuldung die unglückliche Handlung eines des Mitleids würdigen Thäters zu finden.

Nach der mechanischen Weltanschauung giebt es keine Strafe, die verschuldet, keine Wohlthat, die verdient ist. Jede That, jede Unterlassung erscheint ihr notwendig wie das Schicksal, gleichsam wie das Verhängnis der Alten, dem sich auch die Götter fügen mußten. Das Fatum, das über den Göttern schwebte, soll den Menschen bei jeder einzelnen Handlung leiten. Da giebt es nichts zu loben, nichts zu tadeln, jedes Wollen und Thun ist und

bleibt eine notwendige Fügung in der ewigen Kette von Ursachen und Wirkungen.

Es ist sicherlich sehr bequem, einer Weltanschauung zu huldigen, bei der man sich völlig verantwortungsfrei fühlen darf. Und doch würde es mit einer so einseitigen Weltanschauung recht bald zu Ende sein, wenn sie nichts weiter als verführerische Bequemlichkeit zu bieten vermöchte. Die große Gefahr, daß sie von den weltentückten Denkern auf die Massen des Volkes übergeht, liegt aber darin, daß sie und nur sie allein die irdische Gerechtigkeit in vollendetem Maße verbürgt und sich dabei mit grobsinnlichen Vorstellungen verbindet, die sich noch heute allgemeiner Verbreitung und Anerkennung erfreuen, den Idealismus aber, wenn er sich auf sie zu stützen sucht, in die Irre führen. So wenn Montaigne sagt: „Zur Erhaltung der Körper sind die Grabgewölbe, zur Erhaltung des Namens ist der Ruhm bestimmt.“ Aber der Ruhm ist eitel, echt ist nur der Nachruhm, der dem gilt, der nichts von ihm erfahren kann. Der Name ist Schall und Rauch und stimmt oft nicht einmal mit dem Namen dessen überein, den er bezeichnen soll. Die Grabgewölbe, und wenn sie Pyramiden sind, vermögen nicht die Körper zu erhalten. Es ist auch erstaunlich, daß die Menschen bis auf den heutigen Tag auf die unveränderte Erhaltung des Leichnams, also des gerade beim Tode vorhandenen Körpers einen so hohen Wert legen, obwohl sie den Urstoffen, aus denen sich der lebende Körper zusammensetzt, eine gleiche Aufmerksamkeit weder schenken können noch wollen. Hat doch der Körper bei Lebzeiten in jeder Faser, in jeder Blutzelle unausgesetzt gewechselt, ist doch das physische Leben jedes einzelnen Menschen ein fortwährender, in jedem Atemzug bethätigter Wechsel der Stoffe seines Körpers mit den Stoffen der Außenwelt. In dem Alten Testament ist den Juden verboten, Blut zu trinken, weil in dem Blut die Seele liege, im Homer müssen die Schatten der Unterwelt, um sich wieder zu be-seelen, um eine Erinnerung an das irdische Dasein zu gewinnen, Blut trinken, und Aristoteles spricht noch ganz unbefangen aus, daß das Blut die Seele sei. Dieselbe Vorstellung hat sich im Mittelalter erhalten; wer seine Seele dem Teufel verschreiben will, muß es mit ihr selbst, mit seinem Blute thun. Ähnlich sucht unser heutiger Materialismus in dem Gefüge und der Erscheinungsform des Körpers die Erklärung für dessen gesamte Leistungsfähigkeit zu finden und schreibt nicht nur das physische Leben, sondern auch das Denken einer Eigenschaft besonders gefügten Stoffes zu. Auch Du Bois-Reymond teilte diese Ansicht und scheute nicht davor zurück, ihr den kräftesten Ausdruck zu verleihen. Er sagte in einer Vorlesung vor ungefähr dreißig Jahren: „Bevor ich an einen Gott glauben soll, muß man mir ein der Denkkraft dieses göttlichen Wesens entsprechendes Gehirn vorweisen.“ Indem wir also nach materialistischer Weltanschauung täglich in beständigem Stoffwechsel nicht nur Teile unsers Körpers, sondern unsers eigensten Ichs, unsers Denkens und Fühlens an

die Außenwelt abgeben und von dieser andre Teile empfangen, wird in dem ewigen Lauf der Zeiten auch jedes einzelne Atom zu einem gleichen Maß der Empfindung von Freude und Leid berufen sein müssen. Bei dem Zufallspiel des Roulettes kann in einem größern Zeitraum die schwarze Farbe nicht öfter gewinnen als die rote. In demselben Gleichmaß bewegen sich die Atome, die heute freudig erregt in der Brust eines siegreichen Königs schlagen und in wenigen Jahren die Qualen eines elenden Bettlers teilen, heute die glänzende Schönheit eines triumphirenden Weibes bilden und mit der Zeit den ekelhaften Ausatz eines armen, siechen Leibes darstellen.

Der große Cäsar tot und Lehm geworden
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.

Der große Cäsar selbst, nicht nur sein Leib. Auch die Atome, die einst Shakespeare besaßen, sind nicht allein für den Pulsschlag großer Dichter und Denker bestimmt; erstehen sie aus dem Staube zu neuem Leben, so mag man sie in dem Fittich des Adlers, in den Blättern des Lorbeers oder in dem Wurme, der zum Köder für Fische dient, suchen.

Der Materialismus kennt keinen für sein Wollen und Handeln verantwortlichen Menschen, also auch keine menschliche Sittlichkeit, wohl aber eine vollkommen gerechte Weltordnung. Die „schwarzen und die heitern Lose“ sind nach ihm unter allen lebenden Wesen unverschuldet und unverdient verteilt und treffen im Laufe der Zeiten jedes gleichmäßig. Ohne Hinweis auf ein besseres Jenseits ruft er anschaulich und beredt: Die ewige Gerechtigkeit ist verbürgt, die Atome, die Leid tragen, gehen einer glücklichen Zukunft entgegen, und die Atome der glückgehärteten Herzen werden des Lebens Leiden zu fühlen haben. Die mechanische Weltordnung ist weder gut noch böse, weder erhaben noch niedrig, sie ist einfach unwahr. Der Homunkulus in der Retorte ist noch nicht hergestellt, wir können keine einzige Tier- oder Pflanzenzelle bilden, noch niemals ist es gelungen, so sehr wir auch jedes Stoffgefüge zerlegen und in seiner Zusammenfügung verändern können, eine Materie mit der Eigenschaft des Denkens zu organisiren. Das allein schon sollte eigentlich den Naturforscher stören, am Materialismus festzuhalten. Che Du Bois-Reymond sein berühmtes: „Wir wissen nicht und werden nicht wissen“ aussprach, hat er seinen materialistischen Standpunkt mit der wie ein übler Scherz klingenden Redewendung retten wollen, daß die Naturforscher ebenso gut Zellen bauen könnten, wie die Natur, denn die Natur ließe sie wachsen, und der Naturforscher ließe sie auch wachsen. Das sind Worte, die nicht erklären, sondern verwirren. Die Natur schafft durch ihre eignen geheimnisvollen Kräfte, sie läßt nicht wachsen, sondern wächst und der Mensch wiederum kann nicht selbst schaffen, sondern nur die Natur schaffen lassen. Der grundsätzliche Materialismus wird auch niemals eine zulängliche Erklärung für die Erscheinung finden,

daß es bei dem unleugbaren und ununterbrochenen Wechsel aller körperlichen Atome ein beharrendes Ich im lebendigen Menschen, ein den Körper mit Rückerinnerung seines Lebenslaufs beherrschendes stetiges Selbstbewußtsein giebt. Wenn sich trotzdem schon geraume Zeit und ohne Würdigung des Widersinnigen der Lehre unter den Professoren Materialisten von reinstem Wasser befinden, so ist die Befürchtung gewiß berechtigt, daß im Laufe der Zeit die Volksmassen, die noch weniger kritisch angelegt sind als die Professoren, wenigstens vorübergehend einer Weltanschauung huldigen werden, die volle und ausnahmslose Gerechtigkeit verspricht. Steht doch die Vernunftwidrigkeit von Weltanschauungen ihrer Verbreitung unter den Menschen weit weniger im Wege, als gewöhnlich angenommen wird. Der Drang nach Gerechtigkeit ist so überwältigend, daß selbst ein so einsichtiger Mann wie Wilhelm Jordan dem Wahn Ausdruck giebt, in jedem lebenden Wesen gleiche sich die Summe von Freud und Leid im Laufe seines irdischen Daseins aus. So ist wohl auch die abenteuerliche Idee der Seelenwanderung hauptsächlich dem Bedürfnis entsprungen, zwischen Sittlichkeit und irdischer Glückseligkeit ein gerechtes Verhältnis herzustellen. Im Buddhismus hat jeder Einzelne sein Glück auf eine gute, sein Mißgeschick auf eine böse That in seinem zeitigen oder frühern Leben zurückzuführen. Gerade aber deshalb, weil die Anschauung einer mechanischen Weltordnung dem Gerechtigkeitsgefühl der Menschen Genüge leistet, muß ihr so eindringlich als möglich entgegengetreten werden. Um den Preis der Willensfreiheit darf kein lebensfähiges Volk die Gerechtigkeit erkaufen wollen. Mit Begeisterung verteidigen die Gelehrten die Willensunfreiheit, mit Hohn sprechen sie von dem elenden Haufen, der sich für seine Handlungen verantwortlich hält. Wie können aber die Herren bei ihren Anschauungen der eiteln Selbsttäuschung verfallen, sich für eine Meinung zu begeistern, die ihnen mit Naturnotwendigkeit aufgedrängt war? wie können sie andre Leute wegen eines Irrtums verspotten, den diese mit Notwendigkeit für Wahrheit halten mußten? Wie können die Herren überhaupt von einer guten oder bösen That sprechen, wenn jede Handlung dem unfreien Willen entspringt und naturnotwendig ist? In dem willensunfreien Menschen giebt es kein Streben, sondern nur Triebe. In einer materialistischen Weltanschauung, die das Ich in Atome auflöst, giebt es keinen Tod, aber auch kein Leben, sondern nur maschinenartiges Triebwerk. Nur das über die Auffassungsfähigkeit des Verstandes hinausgehende Wunder der Willensfreiheit, die selbstschöpferische freie That ermöglicht die Unterscheidung zwischen Bösem und Gutem, ermöglicht die Sünde. Eine tief sinnige Überlieferung erzählt, daß es dem Menschen, um ihn vor Sünde zu bewahren, verboten gewesen sei, von dem Baum der Erkenntnis zu essen. Nachdem er aber einmal davon gegessen hat, kann ihm eine gleichnerische Dialektik zwar die Erkenntnis absprechen, aber das Paradies wird sie ihm nicht wiedergeben.

Einseitiges Denken hat alles Unerklärbare des tierischen Instinkts weg-

zuräumen gesucht,*) man sollte aber statt dessen damit anfangen, die instinktähnlichen unmittelbaren Vorstellungen in unserm eignen Denken aufzusuchen. Die unmittelbaren Vorstellungen sind freilich dem Menschen nicht angeboren, aber sie sind auch nicht aus der Erfahrung gewonnen. Sie entwickeln sich auf Grund angeborener Fähigkeit mit Hilfe der Erfahrung. Sie können logisch viel eher zerstört als begründet werden, aber sie werden von dem Erkenntnistrieb der gesunden Vernunft als unentbehrlich und thatsächlich richtig festgehalten. Sie dürfen nicht mit willkürlichen metaphysischen Spekulationen verwechselt werden, denn sie sind allgemein und notwendig. Logisch wird jede Handlung des Menschen von Beweggründen bestimmt, mögen sie aus Gedanken oder Gefühlen bestehen, mögen sie bewußt oder unbewußt sein, aber nach unsrer natürlichen unmittelbaren Erkenntnis hat der Mensch selbst einen bestimmenden Einfluß auf die ihn bestimmenden Beweggründe. Also ein Widerspruch, und dennoch eine Wahrheit. Die Willensfreiheit des Menschen widerspricht in der That seinen eignen Denkgesetzen, und dennoch lebt sie in der Vorstellung aller denkenden Menschen und wird praktisch auch von denen gedacht, die sie theoretisch zu leugnen suchen, denn niemand vermag sich anders als mit bloßen Worten dem Erkenntnistrieb seiner Vernunft zu entziehen. Wohin man kommt, wenn man die objektive Gültigkeit der allgemeinen und notwendigen unmittelbaren Vorstellungen leugnen will, ist in den bisherigen Ausführungen nur im Geistesgebiete des menschlichen Willens verfolgt worden. Im Gebiete der Erscheinungswelt tritt es aber noch viel deutlicher zu Tage, daß man einer allgemeinen und notwendigen Denkvoraussetzung, auch wenn sie sich logisch widerspricht, nicht entgehen kann, ohne in noch größere Widersprüche zu geraten, als die vermieden werden sollen.

Bei unserm Wollen sprechen wir von Beweggründen, bei jeder Veränderung in der Außenwelt von den sie bewirkenden Ursachen. Logisch muß jede Veränderung eine zulängliche Erklärung in der sie bewirkenden Ursache haben, und diese wirkende Ursache ist selbst wieder nur Wirkung einer vorhergehenden Ursache. Ein Abschluß in der Reihe der wirkenden Ursachen läßt sich aber niemals finden ohne den handgreiflichen logischen Widerspruch, daß schließlich doch etwas die Ursache seiner selbst gewesen sein müßte. Wie man gegenüber den bestimmenden Beweggründen logisch richtig die Willensfreiheit leugnet, so muß man mit gleicher Schlußigkeit jede Veränderung in der Außenwelt für eine sich aus der Richtigkeit der Kausalitätsgesetze ergebende Sinnestäuschung erklären. Wenn nämlich jede Wirkung lediglich der zulänglichen Ursache entspringt und ihr mit Notwendigkeit entspringen muß, dann müssen Wirkung und Ursache auch völlig übereinstimmen. Woher sollte auch ein drittes, die

*) Ich verweise hier auf die im Vorwort zu meiner Schrift: Was ist Geld? (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894) ausgesprochenen Ansichten.

Veränderung kommen, da Wirkung nur das ist, was verursacht wurde, und als Ursache nur das anerkannt wird, was wirksam ist? Wem es darauf ankommt, die Erscheinungswelt nicht zu leugnen, sondern zu erklären, wem es nicht darauf ankommt, den Menschen zu leugnen und in ihm eine willensunfreie Maschine zu sehen, der wird sich zu instinktiven unmittelbaren Vorstellungen bekennen müssen.

Mit solchen Grübeleien mag niemand gern etwas zu thun haben, ist doch auch für das Erkenntnisvermögen die Selbsterkenntnis die schwierigste Aufgabe. Es war aber nötig, auf die große Kluft hinzuweisen, die selbst bei der Beantwortung grundsätzlicher, allgemeiner Fragen zwischen dem Denken des Volks und dem der Gelehrten entstanden ist. Es mußte der Versuch gewagt werden, das grübelnde Denken zu widerlegen, das sich mit der gesunden, unmittelbaren Anschauung des Volks in Widerspruch gesetzt hat.

Wie es keine Verantwortung des Menschen ohne Willensfreiheit geben kann, so giebt es auch keine Sittlichkeit ohne Verantwortung. Ein Strafrecht aber, das nicht als ersten Grundsatz die Verantwortlichkeit aufstellt, verliert mit seinem sittlichen Wert jeden Wert und ist nur Formenkram. Das muß sich natürlich auch bei der Handhabung der Gesetze durch gelehrte Richter geltend machen. Für den Verfall unsrer Strafrechtspflege ist nichts bezeichnender, als daß sie dem Wahnverbrechen Eingang verschafft hat. Hätte z. B. jemand den Vorsatz, einen andern tot zu beten, und glaubte er, daß ihm das gelingen könne, so soll er mit dem zur Ausführung seines Vorsatzes verrichteten Gebet einen Mordversuch begangen haben. Wenigstens würde es sich so darstellen, nach den Grundsätzen eines Urteils der vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts, das seit 1880 die gesamte deutsche Rechtsprechung beherrscht. Die Begründung des Urteils ist, um es kurz zu fassen, eine Rückkehr zu dem alten Trugschluß, daß nur das Wirkliche möglich sei. In dem Urteil*) heißt es: „Eine teilweise Vollendung einer Strafthat giebt es nicht, denn kausal für den Erfolg ist eine Handlung nie, wenn ein Erfolg nicht eingetreten, der Nicht-eintritt zeigt eben, daß sie nicht kausal war.“ Es sind das weder sprachlich noch inhaltlich die verfehltesten Behauptungen des Urteils, aber sie genügen. „Teilweise Vollendung“ ist ein Sprachfehler, ein Widerspruch in sich selbst, es muß „teilweise Ausführung“ heißen.***) „Teilweise Ausführung“ ist aber auch falsch und irreleitend, weil sich eine Strafthat nicht teilen läßt. Man kann davon sprechen, daß ein Bild, ein Gemälde teilweise ausgeführt sei, aber ein Mord, eine Brandstiftung, ein Meineid sind keine körperlichen Sachen und

*) Abgedruckt in der Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 1, S. 819 und in den Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 1, S. 439.

**) Abgesehen davon, daß teilweise gar kein Eigenschaftswort, sondern ein Umstandswort ist. D. R.

lassen sich nicht teilen. Sie lassen sich aber anfangen, ohne beendet zu werden. Die Logik jedoch, daß die Ausführung einer That, die nicht zur Vollendung gekommen ist, nie angefangen haben kann, ist Scheinlogik, die alles gleichmacht, den Wahn, den Irrtum, die Ungeschicklichkeit des Thäters und das unvorhergesehene äußere Hindernis. Zwischen der Annahme der Willensunfreiheit bei jeder einzelnen Handlung und der Annahme, daß bei jedem einzelnen Erfolg auch nur der wirkliche Erfolg möglich gewesen sei, besteht ein logischer Zusammenhang. Vollzieht sich nämlich das innere Geschehen des Willens nur mit Notwendigkeit, so ist auch in dem äußern Geschehen außer der Wirklichkeit nichts möglich.

Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens noch einen Satz aus jenem Urteil anzuführen, der so ziemlich auf das Gegenteil des vorher gesagten hinausläuft. Während vorher in jedem Falle nur das Wirkliche möglich sein sollte, so wird später gesagt, daß allgemein gedacht alles möglich sei, was beabsichtigt wird. Es heißt wörtlich: „Aber es darf auch weiter gesagt werden, daß es im allgemeinen derartige Handlungen, die unter allen Umständen ungeeignet seien, den beabsichtigten Erfolg hervorzurufen, in Wirklichkeit gar nicht giebt.“ In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt das einfach, daß „im allgemeinen“ aus einem geschäftig untergelegten Hühnerei ein Kalb ausgebrütet werden könne, wenn dies beabsichtigt wird, und es nur für den einzelnen Fall, wo der beabsichtigte Erfolg nicht erzielt worden ist, unmöglich gewesen sei. Die Gesetze ändern sich im Laufe der Zeit, und mit den alten Gesetzen wird meist auch die Erinnerung an die auf ihrer Grundlage gepflogne Rechtsprechung begraben. Jenes Urteil des Reichsgerichts aber ist durch seine Begründung davor geschützt, jemals der Vergessenheit anheim zu fallen.

Der Leser wird die naheliegende Frage aufwerfen: Warum haben denn die Juristen gegen ein solches Urteil nicht Verwahrung eingelegt? Das hat neben vielen andern auch der Verfasser gethan. Professor Binding in Leipzig hat das Urteil tief bedauerlich genannt. Es war alles vergeblich. Das bedauerlichste an dem Urteil ist die Begründung. Aber gerade an dieser wird am zähesten festgehalten, sie hat sogar Schule gemacht.

Das Mögliche, das Wahrscheinliche und das Notwendige sind Begriffe, die den menschlichen Verstand so wie keine andern in Versuchung führen, zu widersinnigen Schlüssen zu kommen. Solche der unmittelbaren, gesunden oder, wie oben gesagt wurde, instinktiven Anschauungsweise widerstreitende Schlüsse mögen sich Philosophie und Theologie vorübergehend erlauben dürfen, in der Rechtswissenschaft, die es mit dem irdischen Leben, der Ordnung der gesetzlich gesicherten Ansprüche und erzwingbaren Verpflichtungen der Menschen zu thun hat, sind sie unerträglich. Die Schlüsse für sich selbst und die Vergeblichkeit aller gegen sie gerichteten Verwahrungen weisen wieder darauf hin, daß die Gesundung von Recht und Rechtsprechung nicht von den Professoren und nicht

von den gelehrten Richtern, sondern allein vom Volke zu erwarten ist. Wenn diese Wahrheit trotz des Dranges nach Verbesserung der Rechtspflege dunkel geblieben ist, wenn man sich von den Schwurgerichten, statt sie zu vervollkommen, abwenden oder sie wenigstens in ihrer Zuständigkeit einschränken will, sich in unberechtigten Vorwürfen namentlich gegen die jüngern Richter ergeht und nach Änderungen tastet, die keine Hilfe bringen können, so beweist das deutlich, daß nicht nur die Wissenschaft in falsche Bahnen geraten, sondern auch die juristische Kritik erlahmt ist. Darunter leidet aber neben der Jurisprudenz auch unser gesamtes politisches und wirtschaftliches Leben. Auch die öffentliche Meinung bedarf zwar nicht der juristischen Bevormundung, die an ihrer Stelle denkt, wohl aber eines urteilsfähigen juristischen Beirats, der jedem gerecht werden will und von der ungerechten Einseitigkeit schroffer Parteigegegsätze zu überzeugen versteht.



München und Konstanz*)



In München erwies mir Dr. Loffen, der damals noch nicht Professor und Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften war, so lange Gastfreundschaft, bis ich mit seiner Hilfe eine Wohnung gefunden hatte. Ich mietete zwei möblierte Zimmer in der Türkenstraße, gegenüber dem Eingang der Türkentafelne.

Als ich einzog, hingen die Wände voll Landkarten. Entschuldigen Sie nur, Herr Doktor, sagte Frau Müller, das wollen wir gleich wegräumen, der Ferkel und die Lulu treiben mit Leidenschaft Geographie. Frau Müller war von kleiner Mittelgröße aber überaus kräftig und in allen ihren Bewegungen energisch; die blonden Haarsträhne hingen zum Teil wirr über ihr freundliches, freudestrahlendes Gesicht, und über ihr tiefes Negligee hatte sie ein rot- und grüncarrirtes Tuch lose geschlungen. Als wir mit dem bischen Einräumen fertig waren, kam sie noch einmal hereingestürzt und rief: Wünschen Sie noch was, Herr Doktor? Ich möchte Sie so recht — so recht gemütlich machen! Dabei machten ihre entblößten muskulösen Arme Stoßbewegungen wie beim Bettenauffschütteln, sodaß es schien, als wollte sie mir durch eine Art Massage zur Gemütlichkeit verhelfen. Gemütlich war es ja nun wirklich bei ihr. Sie war eine herzensgute Frau, dabei voll Arbeitskraft und Lebenslust — und

*) Fortsetzung der Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Vergl. Nr. 8: „Jenseits der Mainlinie.“